Zeitschrift: Lenzburger Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürger-Kulturkommission Lenzburg
Band: 44 (1973)

Artikel: Erinnerungen an die Aarauer Kantonsschulzeit
Autor: Büchli, Arnold
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-918172

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ERINNERUNGEN AN DIE AARAUER KANTONSSCHULZEIT[1]

VON ARNOLD BÜCHLI († 1970)

Jede Ortschaft, auch die kleinste, hat ihre eigene geographische und seelische Atmosphäre. Wer noch vor Jahrzehnten aus dem enggeschlossenen, aber gemütdurchsonnten Milieu von Lenzburg, aus diesem Landstadtidyll mit seiner ungebrochenen Bautradition vom frühmittelalterlichen Schloß und alemannischen Strohdachhaus bis zum Herrensitz der Revolutionszeit, nach der aargauischen Kapitale kam, fand sie finster und nüchtern. Und wem sie lediglich Kantonsschulstadt geblieben ist, dem bot sich in der Regel keinen Anlaß, seinen Eindruck mit freundlicheren Farben aufzuhellen.

Die Schulstadt: mein Aarauer Urerlebnis. Als Bub muß mich der Vater eines Tages mit «hinüber» genommen haben. Dort stand ich – einzig das ist mir geblieben – in der Runde hoher Parkbäume vor einem mächtigen Gebäude aus gelben Steinen, sauber und schön, wie neu aufgeführt, und mein Vater sagte zu mir: «Do muescht du au emol ine, wen y s Läbe ha.» Wie er, der einfache Handwerker, zu diesem kühnen Versprechen kam und warum er es nicht seinem begabten, hübschen Ältesten gegeben? Was er darauf an einem Examen erleben mußte, schien seine Verheißung höchst unglaubhaft zu machen. Er stand hinter unsern Bänken unter den Besuchern und war leidender Zuschauer, wie sein Zweitältester, den er zum Kantonsschüler prädestiniert, von Inspektor Pfarrer Heitz aufgefordert, 5 und 7 zusammenzuzählen, in der Schwüle des Augenblicks dieses Problem in den Bereich völliger Unmöglichkeit versetzt sah: zwei so ausgesprochen ungerade und so ganz verschieden geartete Zahlen wie die nette, vornehme 5 und die böse, spitze 7 zu restloser Vereinigung zu bringen!

Nach Jahren geschah es, daß ich das stattliche gelbe Gebäude wirklich betrat. Es war für uns Neulinge aus Lenzburg ein großer Tag. Aber ein noch größerer und schwererer stand uns bevor mit der Aufnahmeprüfung. Nur die zwei Antipoden sehe ich noch deutlich vor mir: den freundlich-sachlichen Deutschlehrer mit dem blonden Schnurrbart und der Brille und den Geographen mit den gepflegten Strähnen über dem heitern Antlitz. Da fand ich mich nun hilflos der reinen Basler Ironie

[1] Mit freundlicher Erlaubnis der Redaktion den «Aarauer Neujahrsblättern» (1946) entnommen. Der Text wurde etwas gekürzt.

gegenüber, die ich leider erst viel später schätzen lernte. Jedenfalls verstand diese es glänzend, die in etwelcher Verwirrung besserem Wissen zum Trotz erfolgte Versetzung des Atlasgebirges nach der falschen Himmelsrichtung zu einem Gaudium meiner schadenfrohen Kameraden zu machen. Was so ein Lehrplan doch alles an Weistümern in die butterfrischen Gehirne geprägt wissen will! Das Atlasgebirge aus der Gofiperspektive . . .

An den Schrecken über die ungeheuerliche geographische Versündigung hängt sich in meiner Erinnerung eine in düsterer Kneipe der Altstadt hinuntergewürgte Wurst. Möglicherweise trägt der ungewohnte Genuß eines Glases Weins, der an diese meine denkwürdige erste Aarauer Wurst geschüttet wurde, die Schuld, daß mir alle übrigen Verumständungen jenes Morgens samt den dazu gehörigen Fragenkomplexen entfallen sind.

Das Vakuum bis zur Bekanntgabe des Entscheides am späten Nachmittag füllten meine Schulgenossen prahlerisch mit einer Expedition zu den Pontons im Schachen. Für mich aber war die Zeit noch nicht gekommen, da ich mit der Aare und ihrer Schiffahrt Bekanntschaft machen sollte. Ich strebte als erklärter Waldfreund der nächsten Oase winkenden Grüns entgegen und geriet unversehens in den Friedhof. Wild wucherndes Grabgebüsch, Taxus- und Tannenbäume zwischen halbversunkenen Denkmälern bildeten da einen anziehenden Irrgarten der Romantik, in welche ein Schauer der Vergänglichkeit hineinschattete. Zwei hohe Zypressensäulenreihen führten nämlich zu einer Halle mit zierlichem Holzgitter unter dem Dach. Was mich an ihr aber am meisten fesselte, war die Inschrift: «Des Todes rührendes Bild steht nicht als Schrecken dem Weisen und nicht als Ende dem Frommen.» Dieses schöne Wort stand nicht in dem Goldschnittbändchen, das ich auf Mutters Kommode entdeckt und mit Andacht, aber wenig Verständnis gelesen hatte, weil es laut der Widmung das Geschenk eines frühen Verehrers der Besitzerin war. «Gedichte von J. W. Goethe», verkündete der Titel. In der Bezirksschule waren wir aber mehr für Schiller begeistert worden, und mit Recht. Der Spruch da an der Halle tat es mir an. Dieser Tonfall, diese Geisteshöhe flößten mir wahre Ehrfurcht ein, und was lag dem Anwärter zeitweiliger Mitbewohnerschaft Aaraus näher als die Überzeugung, das sinnreiche Mahnwort sei der ungesuchte Ausdruck der Weisheit einer kantonshauptstädtischen Ortsbehörde, die ich mir auch sogleich lebhaft vorstellte.

Die geographische Orientierung auf dem schwarzen Erdteil zählte drunten in dem schicksalbestimmenden gelben Gebäu offenbar nicht als Hauptfach. Als frisch erkorene Zöglinge der aargauischen Alma mater reisten wir Lenzburger Kandidaten unter der sinkenden Sonne aabachwärts. Und wie manchen Abend entwischte man nun mit der bücher-

gefüllten Mappe unter dem Arm durch das hohe Gittertor nach dem Bahnhof! Im Winter weckten seine Bogenlampen und das Pusten der Wasser einfüllenden Lokomotive die Vorfreude auf die Heimfahrt, deren Genuß wir Naivlinge uns mit dem Umweg über Suhr schlau zu verlängern wußten. In den Polstern der zweiten Klasse, die damals der Würde eines Kantonsschülers angemessen schien, ließ es sich sorglos träumen. Der eine und andre nahm zwar strebsam etwa ein Lehrbuch vor; ich höchstens einen neu erstandenen Klassiker. Der Suhrer Bahnhof im Lampenlicht und Leutholds Gedichte auf schneeweißem Papier in meinen Händen: eine unvergeßliche Gedankenverbindung! In meinem ersten Aarauer Aufsatz kam jedoch nicht der Aarauer, sondern der Lenzburger Bahnhof, der Gefahrenzone so selig ferne, als Ort der Handlung oder Meditation vor. Entschieden lustbetont ragt in meiner Erinnerung auch der den Rangieranlagen zugekehrte Teil des herrlichen Schulparks. Unter jene Koniferen – ja nicht näher an das gelbe Portal heran! – wagte man sich noch in späteren Jahren etwa wieder, wenn man, dem Bahnhof nahe, mit sich und seinem Jugendgedenken allein sein wollte.

So lebten wir «Auswärtigen» in zwei Welten: tagsüber in der von «Aarau» mit ihrem kühlen Verstandeswesen, gewissermaßen in einem stetig vorwärtspeitschenden Werkstättenbetrieb des Intellekts, abends und in den Ferien aber in unserm wohligen Lenzburger Privatweltchen. Quälten wir uns dort ab, die Schubladisierung der grünen Natur durch den Übermenschen der Ordnung Linné zu erfassen, so streiften wir hier durch Waldgras, Binsen und Jungholzdickicht, sogen Rosen-, Geißbart- und Algenduft ein und begeisterten uns an dem Märchenschimmer der Seerosen bei Hallwil. Zeichneten wir an der Aare das Gangliensystem der Wirbeltiere so kalten Auges wie ein greiser Prosektor, so lauerten wir am Aabach frech durch die Uferbüsche, wo die Meitli badeten bei der Heuelmühle (solche Romantiker waren wir damals) und saßen auf den Abendbänklein bis in alle Nacht hinein, und nicht allein.

Mit Aarau verwuchsen wir darum so wenig, daß ich erst aus den Neujahrsblättern erfahren habe, wie manches ansehnlichen Baudenkmals es sich rühmen darf. Eine Insel der Seligen in der fremdenden Umgebung bildete für den Gymnasiasten schon bald die Villa neben der Kantonsschule weniger des überstellten Antiquariums als der Kunstsammlung wegen. Da konnte man, dem Schulalltag entrückt, stundenlang in Schönheit schwelgen, genießend vor den Landschaften Stäblis, bewundernd vor dem einzigen Böcklin stehen, vor den Radierungen Weltis rätseln und phantasieren. Die Glocke an der Glastüre zum Gemäldemuseum, das war ein Klang aus dem «heiligen Hain». Und noch ein anderes Haus in Aarau betrat man in glücklicher Erwartung: den Laden, der voller Bücher war bis unter die Decke. Wenn einem wieder ein nagel-

neuer Einband mit Goldaufdruck entgegenblinkte, die Freude! Heute Homer, morgen Eichendorff.

Von den schönen Räumlichkeiten der Kantonsschule haftet mir eine von nebensächlicher Bestimmung besonders im Gedächtnis: der Physikgang, der den Auswärtigen der untern Klassen als Aufenthaltsort während der Zwischen- und Abendstunden angewiesen war. Dieser Physikgang! Für uns eine Bildungsstätte erster Ordnung, Volksgerichtshof, Großratssaal, Repetitions- und Disputationswandelhalle, nicht zuletzt aber peripatetische Schule der Menschenkenntnis. Auch Freundschaften wurden hier geschlossen, von denen in meiner Erfahrung freilich keiner einzigen lange Dauer beschieden war.

Dort im Physikgang wurde der etwas überhebliche Plan ausgeheckt, einem bekannten Münchener Kritiker und Mitarbeiter an dem damals sehr angesehenen «Kunstwart» ein Heft voll poetische Skizzen eines Mitschülers zur Beurteilung zu senden. Und wahrhaftig, der Herr in der fernen Kunststadt nahm sich die Mühe, ausführlich und ernsthaft zu antworten, und er hat fast zwei Jahrzehnte danach ein Bändchen Gedichte des einstigen Gymnasiasten im Aargauer Tagblatt angezeigt. Auf den «Kunstwart» wurden wir durch einen Mitschüler aus Baden, Walter Thurnheer, den spätern schweizerischen Gesandten in London, hingewiesen. Diese Zeitschrift hat auf uns Schüler in kunsterzieherischer Hinsicht jahrelang den besten Einfluß ausgeübt mit ihrem unbeirrbaren Eintreten für das Echte und Wahrhafte in Literatur und bildender Kunst. Da wurden immer wieder Hebbel, Mörike, Storm, Keller und C. F. Meyer in den Vordergrund gestellt und auch unsern Künstlern Albert Welti und Kreidolf Geltung verschafft.

Wenn ich im weitern ein paar Streiflichter auf meine eigentlichen Schulerinnerungen fallen lasse, so bin ich mir der ganz persönlichen Betrachtungsweise wohl bewußt. In dem Lehrerkollegium nach 1900 gaben die Spezialisten der realwissenschaftlichen Richtung nach außen den Ton an. Das kam schon durch das Dauerrektorat Tuchschmids zum Ausdruck. Man halte diese Feststellung einem einstigen Schüler des Gymnasiums zugute. Vielleicht schenkt man ihr heute eher Beachtung, nachdem die Menschheit nun erfahren hat, wohin die Überschätzung der technischen Wissen- und Errungenschaften führt. Der Humanist vermißte die verpflichtende Einheit des Schulgeistes, die Harmonie des pädagogischen Lehrziels. Auch wenn er den Anforderungen des Unterrichts mit ernsthafter Arbeit Folge zu geben gewillt war, fühlte er sich durch die zentrifugalen Strebungen der einzelnen Disziplinen und Lehrpersönlichkeiten von einer Stunde zur andern hin und her gezogen wie die Nadel zwischen verschiedenen Magneten. Dieser Dauerzustand von Unruhe, der die Kräfte des Schülers mehr zerstreute als sammelte, ergab sich aus der überkommenen Organisation. Die enge Verflechtung von

Gymnasium und Realschule auf der obern Stufe wird stets zum Nachteil des ersten ausschlagen, da diese beiden Richtungen verschiedenartige Menschentypen sowohl in der Lehrer- als in der Schülerschaft an sich ziehen. Eine illustre Korona von originalen Köpfen und hochwissenschaftlichen Fachleuten ist noch kein homogener Lehrkörper. Schon dem jüngeren Schüler drängte sich die Überzeugung auf, daß der und jener seiner Professoren offenkundig für andre Aufgaben mehr Eignung hätte, als ihn in dem bestimmten Fach zu fördern.

Da war Jakob Hunziker, der enorme Wisser auf den verschiedensten Gebieten, der Verfasser des heute noch vorbildlichen Aargauer Wörterbuches und so manchen andern gediegenen Werkes. Diesem Gelehrten, der einer Hochschule alle Ehre gemacht hätte, lag ausgerechnet die Aufgabe ob, Mittelschüler ins Französische einzuführen, wozu ihm die dazu erforderliche Zungengeschmeidigkeit sichtlich abging. Da war Heinrich Ganter, der Grandseigneur in dem ihm so ganz und gar angemessenen Rahmen des Herzoggutes, ein trefflicher Kunstkenner. Seinen Führungen durch die Aarauer Gemäldeausstellungen haftete kein Schulschmäcklein an; sie verliehen der Malkunst einen gewissen Glanz, der bezauberte und ihr ein hohes Ansehen gab. Möchte den heutigen Malern des Aargaus auch ein solcher Förderer beschieden sein! Warum hat das Geschick Professor Ganter nicht die Leitung einer großstädtischen Kunstsammlung anvertraut? Statt dessen mußte er sich mit Trigono- und andern Metrien abplagen.

Dann war da Papa Mühlberg, der große Geologe, aber leider nicht auch ein großer Pädagoge. Der elementare Unterricht in Botanik und Zoologie, die er zu lehren verhalten war, schien ihn nicht sehr zu interessieren, weshalb wohl auch die Naturphilosophie Häckelscher Richtung in seinen Vorträgen einen beträchtlichen Raum einnahm. Daß er dabei die materialistische Ablehnung alles Religiösen energisch an die Schüler heranbrachte, konnte den zukünftigen Theologen nicht gleichgültig sein. Er hatte auch seine liebenswürdigen Seiten. Rektor Tuchschmid, der hervorragende Organisator, ein technisches Genie, wie man sagte, verstand es, die physikalischen Grundprobleme faßlich und überaus klar darzustellen, stand aber beim besten Willen den humanistischen Idealen zu ferne und brachte der seelischen Lage des Jünglingsalters kein tieferes Verständnis entgegen. Er hätte als Leiter eines ausgedehnten technischen Unternehmens seinen Mann gestellt. Ich danke seiner Führung durch das Aarauer Elektrizitätswerk an einem Maimorgen eine gereimte Reminiszenz, über die er jedenfalls den Kopf geschüttelt hätte.

Sein Gegenpol, Professor Winteler, der ideenreiche Feuerkopf, hätte, wie Jakob Hunziker, von einem Universitätskatheder aus seine Lehrgabe voller entfalten können. Wenn ihm vergönnt gewesen wäre, Philosophie, die an den Hochschulen oft so oberflächlich umschwatzt wird, als sein

Hauptfach vorzutragen! Was er in seinem Pflichtunterricht bot, war im Grunde Philosophie der Geschichte, für den Großteil der Schüler ohne Zweifel zu hoch, zu wenig Veranschaulichung und Vereinfachung des schwierigen Stoffes. Aber Winteler war die Sonne des gemütverklärten Geistes an der Kantonsschule. Seine Philosophie- und Religionsstunden hoben in ideale Sphären empor und vermochten alle Schulverstimmung zu bannen. Freilich, diese Gedankenhöhe barg die Gefahr, daß der so geweckte Erkenntnisdurst der Jugend vordringend ins Weglose und damit in ernste Seelennöte geriet. Da war der Weg zurück dann schwer. Auch in seinen Griechischstunden schürfte Winteler tief, und in diesem Unterricht eine Leuchte zu sein, bedeutete etwas.

Unser Griechischlehrer in den obern Klassen, Professor Geßner, ließ die Vorzüge seiner Unterrichts- und Denkweise nicht auf den ersten Blick erkennen. Seine zurückhaltende, sich immer zügelnde Art, das Erbe kulturbewußter Vorfahren, erschien leicht als fühllose Trockenheit. Doch auch dem Neuling zeigte sie sich im besten Licht bei der unparteiischen und taktvollen Behandlung der Trägen und Nachlässigen. Allem Anschein zum Trotz war Geßner im Grunde frei von Pedanterie. Er verlegte den Unterricht zur Sommerszeit etwa auf den «Olymp», wie wir das Parkrondell über dem Ententeich nannten, allwo dann Vogelgezwitscher die sapphischen Verse begleitete. Geßners Freude am Lehren, seine scheue, aber echte Begeisterung für das Schöne kamen erst zu ihrem Recht bei der Lektüre der griechischen Klassiker, in der sorgsamen Auswahl des Lesestoffes und in feinen, leicht hingeworfenen, aber oft überraschend originellen Erklärungen und Hinweisen. Es waren Weihestunden, unter seiner Leitung Homer in der Ursprache zu lesen, dem homerischen Urton zu lauschen, aus seinem poetischen Reichtum zu schöpfen.

Wenn aber die Sage ging, unser Griechischlehrer pflege, sobald sich Eros im Text hervorwage, hinter der Landkarte von Griechenland zu verschwinden, so war das eigentlich das schönste Kompliment, das die kritische Jugend seinem Feingefühl erwies. Und wenn man hört, mit welcher seelischen Noblesse und Zartheit er etwa ehemaligen Schülern in ihren Sorgen um die Finanzierung des Studiums beisprang, als ob das etwas Selbstverständliches wäre, dann kann man diesem Sprößling eines altzürcherischen Geschlechtes die höchste Achtung, ja Verehrung nicht versagen. Wie manches Mal mögen die Wände seines schlichtvornehmen Heims am heutigen Kunsthausweg, das ein Stück Zürich darstellte, Zeugen seiner ganzen Herzensgüte, seines nur mit Worten sparsamen Hochsinns gewesen sein! Ob ihn auch keine Bildsäule rühme, er hat sich selber ein Denkmal errichtet, aere perennius.

Professor Kaeslin war der Jüngste des Kollegiums und eben erst vom Seminar Wettingen an die Kantonsschule berufen worden. Schon nach seiner ersten Aufsatzbesprechung wußte ich: Da gibt es Wesentliches zu

lernen, da können wir vorwärtskommen in der Beherrschung der sprachlichen Ausdrucksmittel. Da wird das Feingold des Wortes gewogen und auf seinen Ton geprüft. An der Bezirksschule Lenzburg war es in dieser Hinsicht, an der mir doch so viel lag, nicht zum besten bestellt gewesen, nachdem ich von meinem geliebten Lehrer der fünften Klasse, Arthur Byland, hatte scheiden müssen. Jetzt durfte ich an jene früh empfangenen Anregungen wieder anknüpfen. Kaeslin pflegte unsere schriftlichen Arbeiten aber auch nach der gedanklichen Seite hin auf das sorgfältigste zu prüfen, und wie geschickt war er in der Wahl der Themen! Vielfältigen geistigen Interessen zugewendet (auf seinem Pulte lagen beständig neue Bücher), besonders aber der Kunst aus innerster Neigung zugetan, verstand er, uns tiefe Einblicke in die Literaturgeschichte zu vermitteln; das war das Urteil aller Schüler, die überhaupt mitzugehen befähigt waren. Wie versunken lasen wir in seinem Lehrzimmer Hauptmann, Hebbel und Goethes Faust!

Und ich darf, ja ich muß bekennen, daß Professor Kaeslin, seiner Anteilnahme an dem Erleben der ehemaligen Schüler getreu, auch Berater meiner Studienzeit und Förderer meiner ersten druckbaren Lyrik wurde, für die er Herrn Sauerländer als Verleger gewann, mir damit eine dauerhafte Brücke schlagend zu einem Bezirke wohlwollender Anerkennung – mitten in Aarau. Und das war eine entscheidende Hilfe für den angehenden Publizisten.

War es nicht auch wie eine sinnige Vorbedeutung, daß ich auf meiner ersten Kantonsschulreise über den Panixerpaß unter der Führung meines verehrten Deutschlehrers zum erstenmal den Fuß auf Bündner Boden gesetzt habe und an seiner Seite Rätiens Hauptstadt betrat? Als ich vor einiger Zeit, nun von der andern Seite her, wieder nach dem einsamschön gelegenen Dörflein Panix kam (wo ich in einem berüchtigten Geisterhause herrlich geschlafen habe), brachte mir die Gedenktafel für Suworow in erheiternde Erinnerung, daß der junge Kantonsschüler, noch gar nicht berggewohnt, den Paß fast so schlecht überstanden hat wie seinerzeit der russische General. Aber Kaeslin nahm sich des erschöpften Jünglings väterlich besorgt an, und in der darauf folgenden Nacht zeigte diesem die gastfreundlichste Aufnahme im Hause Guyer in der Telli, daß es auch in Aarau eine Aristokratie gab – nicht nur in Lenzburg.

Von dem Aarauer Verlagshause aus ist an mich dann der folgenreiche Auftrag ergangen, das Sagenwerk H. Herzogs zu erneuern und von der aargauischen Erziehungsdirektion die Beurlaubung vom Schulamt ausgesprochen worden, welche mich in den Stand setzte, die sich häufenden Aufgaben auf volkskundlichem Gebiet zu lösen. So ist mir die Kantonsschulstadt Aarau, in die mich einst der Vater führte, nolens volens zur Schicksalsstadt geworden, die mir den Weg gewiesen und bereitet, ob auch ferne ihren Mauern.